

**VICENTE VALERO**

# Die Fremden

**Aus dem Spanischen  
von Peter Kultzen**

**BERENBERG**

*Kurze Geschichte  
des Leutnants Marí Juan*

**1**

Ob der Mann, dem es nie vergönnt war, zu hören, dass ihn jemand Großvater nannte, ja nicht einmal Vater – obwohl er Großvater und somit auch Vater war –, schlanke, knochige Hände und große, dunkle Augenbrauen hatte wie ich, oder wie ich in der Jugend häufig von Lippenbläschen gequält wurde, habe ich nicht herausfinden können, ist doch bis heute nicht ein Foto des Leutnants Marí Juan aufgetaucht – kein Familienalbum, keine Kommodenschublade, und sei das Möbel noch so alt, kein Stapel von Porträts Unbekannter, wie sie sich mit der Zeit und auf welchem Wege auch immer in jedem Haushalt ansammeln, hatte etwas Derartiges aufzuweisen. Weder ich noch wer sonst Anspruch darauf erheben könnte, in einer besonderen Beziehung zu ihm zu stehen, ist jemals an ein Bild von ihm gelangt – vorausgesetzt, es hat welche gegeben, aber das muss es, wenigstens im Archiv der Schule in Valencia oder der Garnisonen der spanischen Kolonialtruppen in Afrika, um nur einige Orte zu nennen, an die man ihn schickte, Orte, an die er sich willig begab und wo er sich, mit zweifellos gleicher Intensität, glücklich und unglücklich fühlte. Dass es in unserer Familie kein einziges Bild von ihm gibt, habe ich wohl nie so bedauert wie jetzt, wo ich die erste Seite dieses Buches schreibe und gerne so genau wie möglich seine äußere Erscheinung wiedergeben, ein zufriedenstellendes Porträt von ihm entwerfen und dabei auch etwas über seine Nase und seinen Mund sagen und seine Arme und Beine beschreiben würde, wie ich auch gerne wüsste, ob sich bei

ihm zum gleichen Zeitpunkt wie bei mir der Haarausfall bemerkbar gemacht hat, vor allem aber, ob er die Welt tatsächlich mit dem melancholischen Blick eines alleingelassenen jungen Menschen betrachtete, wie ich es mir seit jeher habe vorstellen wollen. Um des jungen Mannes ansichtig zu werden, der er zum Zeitpunkt seines Todes, mit gerade einmal achtundzwanzig Jahren, war, bleibt mir also nichts anderes übrig, als diesen fremden Verwandten immer wieder mithilfe fremder Erinnerungen in den Blick zu nehmen – als jungen Mann in jedem Fall, denn das war er und ist er seitdem geblieben und wird es auch für immer sein. Wie ich auch versuchen muss, den Vater in ihm zu erkennen, der er zu Lebzeiten gerade noch werden konnte, ja sogar den Großvater, als den er selbst sich wohl kaum je hat vorstellen können, dafür blieb ihm nicht genug Zeit, weshalb *ich* ihn mir nun als Großvater vorstelle und ihm zugleich eine neue Identität verschaffe, die sich aus dem speist, was die Jahre und das Vergessen aus seiner flüchtigen Gestalt gemacht haben.

Über Pedro Marí Juan, der im Jahr 1900 in dem alten fruchtbaren Mornatal im Nordosten Ibizas geboren wurde, als Sohn des Bauern Vicente Marí Guasch – der sein Geld, eine ganze Menge Geld, vor allem durch Straßenbau verdiente, genauer gesagt, durch das Anlegen befestigter Feldwege – und seiner Gattin María Juan Tur – die, wie es stets hieß, eine anmutige und fleißige Frau war –, habe ich im Lauf der Jahre verschiedene Äußerungen und Berichte zusammentragen können. Für gewöhnlich beziehen sie sich nur auf einzelne Episoden seines Lebens, und manchmal widersprechen sie einander auch. Aus dem Mund seiner fünf Schwestern, die alle schon alt waren, als ich noch ein kleiner Junge war, bekam ich herzenswarme Schilderungen seiner Kindheit zu hören, voll unvergesslicher Streiche und unverkennbarer Anzeichen einer heraus-

ragenden Intelligenz, Geschichten von einem mageren, nervösen Knaben, der unweigerlich einschlief, wenn die Familie sonntags auf dem Karren zur Kirche fuhr, und der sich die Herkunft des ersten, auf der Insel so seltenen, Schnees, den er in seinem Leben zu sehen bekam, durch das Treiben eines boshafte kleinen Geistes erklärte, der des Nachts kurzerhand die Schafe geschoren hatte. In diesen Erinnerungen – die ich, damals selbst ein Kind, mit weit aufgerissenen Augen aufnahm, in jeder Hinsicht bereit, mich in Staunen versetzen zu lassen – schien ein unbekannter, aber äußerst amüsanter Großvater endlich aus seinem langen Dämmer Schlaf zu erwachen. Die Erzählungen der alten Frauen rief ich mir wieder und wieder ins Gedächtnis, sie bedienten sich stets der gleichen Worte, die von geschwisterlicher Liebe und einem – vielleicht ein wenig übertrieben – schmerzlichen Klang erfüllt waren, lag das Unglück dafür doch fast schon zu weit zurück, außerdem war der Bruder, dem so viel Verehrung zuteil wurde, eigentlich auch für sie ein Fremder gewesen. Wie und warum mein Urgroßvater Vicente Marí darauf kam, aus diesem Jungen einen Mann machen zu wollen, der anders als die anderen war, weshalb er ihn schon früh aus dem Haus voller Schwestern und Schafe entfernte, habe ich nie gefragt, niemanden, der es vielleicht hätte wissen können, eine möglicherweise befriedigende Antwort könnte jedoch lauten, dass er sich zeitweilig reicher vorgekommen sein muss, als er, wahrscheinlich, in Wirklichkeit war, was ihm zugleich das Gefühl vermittelt haben muss, er könne das Schicksal der Familie wenigstens in einem Spross einen anderen Lauf nehmen lassen, genauer gesagt, es in dieser Hinsicht, wie wir gleich sehen werden, den besseren Herrschaften aus der Stadt nachtun. In jedem Fall war mein Großvater nicht sein einziges Kind. Neben den fünf Schwestern gab es noch einen älteren Bruder, der Vicente hieß, wie der Vater, und dazu bestimmt war, eines Tages den Hof zu erben, was ihn gleichzeitig dazu verdamnte, von früh auf

hart arbeiten zu müssen. Pedro Marí Juan wiederum fiel eigentlich qua Geburt die Rolle zu, die in den straff organisierten und starr an den überkommenen Traditionen festhaltenden Bauernfamilien der Insel für den Zweitgeborenen vorgesehen war – zu gegebener Zeit hätte man ihn, ohne sich das Geringste dabei zu denken, der Kirche oder dem Militär übergeben. In diesem Fall jedoch – soll heißen, in *unserem* Fall – waren, was den Sohn betraf, unbestreitbar besondere Fähigkeiten und, was dessen Vater anging, besondere Ambitionen vorhanden, weshalb es zu einer Abweichung beziehungsweise Neuerung kam, die nicht nur das Misstrauen der Nachbarn, sondern auch Besorgnis beim örtlichen Pfarrer und zweifellos Ärger auf Seiten der Mutter hervorgerufen haben muss, beschloss der Landwirt und Straßenbauer Vicente Marí Guasch doch, dass sein jüngerer Sohn Anwalt werden solle. Aber was bedeutet das, ein Anwalt werden? Das musste er den Schwestern und dem Bruder des Auserkorenen erst einmal erklären, und diesem selbst natürlich auch, auch wenn der es zweifellos weder beim ersten noch beim zweiten Versuch richtig begriff, war er doch noch keine acht Jahre alt, als man ihn aus seinem Kindheitsparadies vertrieb, in dem der Schnee Schafwolle war und die Ladefläche des von einem Maultesel gezogenen Karren eine Matratze, auf der man sich in seiner Sonntagskleidung behaglich ausstrecken und bis zur Ankunft bei der Kirche seelenruhig schlafen konnte. Der Anwaltsberuf war für gewöhnlich den Söhnen der wohlhabenden Familien aus der Stadt vorbehalten, die man zum Auftakt ihrer Ausbildung noch vor der ersten Kommunion in eine Franziskanerschule in Valencia steckte. Die erste Station ihrer langen Reise in eine glückliche Zukunft war nicht ohne Grund so weit von zu Hause entfernt – das Meer, und erst recht das Meer jener Tage, das auf dem Weg dorthin überquert werden musste, machte ausnahmslos allen klar – und wie! –, welcher Platz ihnen auf dieser Welt zukam. Können wir uns also den

Tag der Abreise vorstellen, die Fahrt zum Hafen, die weinerlichen Schwestern, die aber sicherlich auch immer wieder lächelten, hatten sie doch nicht oft Gelegenheit, in die Stadt zu kommen, den ernst und gesetzt dreinblickenden Erstgeborenen, der sich mehr denn je seiner Rolle anverwandelte, die immer noch verärgerte Mutter, die womöglich zu Hause blieb, den Anblick des kleinen Schiffs – wahrscheinlich handelte es sich um die *Lulio*, einen eleganten, wenn auch ein wenig in die Jahre gekommenen Postdampfer – und dazu die vier oder fünf, keinesfalls mehr, Sprösslinge der reichen und bedeutenden Familien, die an diesem Tag mit demselben Ziel an Bord gingen und die der kleine Bauernsohn aus Morna nun kennenlernen würde? Mehr können wir vorläufig nicht tun, »das ist alles, und Schluss!«, wie meine Mutter, soll heißen: seine Tochter, sagen würde. Wobei wir den Schauplatz nur zu gut kennen, schließlich mussten auch wir oft genug an diesem Hafen Abschied nehmen, bevor es nach Valencia ging – oder nach Barcelona oder Palma oder Alicante –, ein Schauplatz mit klar bestimmten Nebenfiguren, die wir alle, oder fast alle, gut kennen oder gekannt haben, auch wenn sie nie etwas zu dieser Erinnerung beitrugen, und natürlich mit der Hauptfigur, unserem geliebten fremden Verwandten, der schließlich verwirrt dreinblickend mit seinem nagelneuen Koffer und seinem ebenfalls nagelneuen Anzug ein Schiff besteigt, das er noch nie gesehen hat und das ihn unweigerlich an einen Ort bringen wird, an dem ihn ein völlig anderes Leben erwartet.

Dass Pedro Marí Juan kein Anwalt wurde, wissen wir, aber was können wir über den Schüler sagen, der das ganze lange und strenge pädagogische Ritual seiner Kindheit und Jugend absolvierte, sich anschließend aber nicht im Glanz seiner Beredsamkeit sonnen wollte, wozu er eigentlich bestimmt schien, sondern den Glanz der militärischen Uniform vorzog, an den er womöglich auch auf

wesentlich weniger beschwerlichem Weg hätte gelangen können? In jedem Fall kam er in den fast zehn Jahren, die er in Valencia verbrachte, seinen Pflichten eines Internatszöglings und künftigen Rechtsexperten in mehr als hinreichendem Maße nach. Immer fleißig und folgsam wuchs er heran und wurde zum Mann. Mit den Kindern aus der Stadt teilte er Schulbank und Schlafraum, und jene wurden danach tatsächlich Anwälte. Er war ihr Freund, und sie waren seine Freunde – auf besondere, vielleicht auch auf ganz normale Weise, wer weiß –, was so weit ging, dass er, wenn er im glühend heißen August für die Ferien auf die Insel zurückkehrte, häufig einen guten Teil der Zeit bei ihnen und nicht im Bauernhaus seiner Eltern zubrachte. In einem dieser Sommer lernte er schwimmen, im nächsten segeln, woraufhin ihm die Insel nicht bloß noch kleiner vorgekommen sein muss, sondern überhaupt ganz anders, genoss er jetzt doch das Privileg, sie an der Seite seiner Freunde von Bord eines Segelboots aus betrachten zu können, das sich allerdings niemals allzu weit von der Küste entfernte. Sehr bald wurde er für die Schwestern und den Bruder zum Fremden. War er in den ersten Tagen im elterlichen Haus noch glücklich, umgeben von den Wäldern, Vögeln und Quellen des Mornatal, verspürte er dennoch schon nach kurzer Zeit Sehnsucht nach seinen Kameraden und der Franziskanerschule, die bereits – so schien wenigstens sein Herz es ihm zu sagen – sein wahres Zuhause war. Bei den Schwestern hieß er bloß noch »der Anwalt«, auch wenn sie gar nicht recht wussten, was sie damit meinten, während der Bruder ihn misstrauisch beobachtete, ihn und die wenigen Bücher, die er im Gepäck hatte, ihn, mit seinen neuen Wörtern und den Berichten von einem Leben, das so anders war als das seine. Trotzdem dürfen wir davon ausgehen, dass der Herr Schüler sich während dieser kurzen Besuche wie allen anderen fleißig am Aufsammeln von Johanniskraut und am Kartoffelsetzen beteiligte, die Schafe hütete

oder dem Vater beim Errichten einer Stützmauer für ein neu angelegtes Terrassenfeld zur Hand ging, indem er die nötigen Steine heranschleppte. Die Liebe zu seiner Familie muss dabei der eines Adoptivsohns immer ähnlicher geworden sein, der fühlt und zugleich von den anderen das Gefühl vermittelt bekommt, dass er dazugehört, zweifellos, und dennoch, auf andere Weise, auch anderswohin. Um niemanden zu verletzen, gilt es jedoch, von diesem Anderswo so wenig wie möglich zu sprechen. Der kleine »Anwalt« wusste inzwischen Dinge, von denen keiner bei ihm zu Hause je gehört hatte, als da wären die Primzahlen oder die Namen der großen europäischen Flüsse. Besäßen wir Fotos aus diesen Jahren – und es muss welche gegeben haben, doch meine Großmutter, anders gesagt: seine Frau, scheint bald, nachdem sie zur Witwe geworden war, eine so seltsame wie zerstörerische Abneigung gegen Bilder aller Art, auch eigene, entwickelt zu haben –, könnten wir unseren fremden Verwandten beim sommerlichen Stadtpaziergang mit seinen Freunden oder, stolz auf seine besondere Kleidung und die feinen Zigaretten, in kleinen Strandcafés sitzend bewundern. Er war nun ein Teil der erwählten Schar der »entinselten« jungen Leute, die sich zusammentaten, um ihr Anderssein erst recht hervorzukehren. Seinerzeit vor die Wahl gestellt, hätte wohl keiner von ihnen sich dafür entschieden, die Insel zu verlassen – welcher Sieben- oder Achtjährige hätte es auch verlockend gefunden, sein paradiesisches Dasein, die familiäre Geborgenheit und die gemeinsamen Spiele und Geschwister aufzugeben? Nachdem man diese – anschließend schnell zu Jugendlichen gereiften – Kinder jedoch um ihre liebsten Dinge gebracht und gezwungen hatte, einen so verlässlichen Weg in die bestmögliche Zukunft einzuschlagen, konnte nichts und niemand sie davon abhalten, hochmütig und distanziert auf die Welt herabzublicken, die sie hatten verlassen müssen und der sie nicht mehr angehörten und wahrscheinlich auch nie wieder

angehören würden. Viel wurde von diesen wenigen Auserkorenen erwartet, und doch war nur eine Sache schwieriger, als die Insel zu verlassen: wieder dorthin zurückzukehren. Mit derselben Erbitterung, mit der man sie verlassen hatte, war man bestrebt, sich nie wieder dort blicken zu lassen. Man befrage nur etwa die Unglückseligen, die emigrieren mussten und sich in ihrer einsamen Armut zur selben Zeit in Havanna oder im argentinischen Tucumán niederließen. Mochten sie sich noch so sehr vor Heimweh verzehren, der von der Verletzung hervorgerufene Stolz setzte sich zuletzt fast immer durch, und auf der Insel war nie mehr von ihnen zu hören. Ähnlich verhielt es sich mit unserer privilegierten Schülerschar – bei ihrem Aufbruch war es, als entließe man eine Handvoll Tauben feierlich in die Freiheit, als jedoch der Zeitpunkt zur Rückkehr kam, zogen die meisten es vor, den Flug bis in weit entfernt gelegene Gefilde fortzusetzen und für immer dort zu bleiben. Nur größere Unglücksfälle, etwa der Tod des Vaters, konnten den einen oder anderen zur Rückkehr zwingen, sei es, um überstürzt den Platz des Verstorbenen einzunehmen, sei es, um die, womöglich viele Mitglieder umfassende, Familie auf andere Weise zu unterstützen. Und doch gab es noch einen weiteren Grund, mit dem zu rechnen war – auch die Liebe konnte zur Heimkehr bewegen, immer dann, wenn diese Sehnsucht, diese Freude sich während eines der kurzen Schülersommer einstellte und anschließend die eisige Kälte der Studierklausen überlebte.

Erst vor wenigen Jahren habe ich etwas über das Haus in Erfahrung bringen können, in dem mein Großvater zur Welt gekommen und gestorben ist, aber nur kurze Zeit gelebt hat. Ende der sechziger Jahre, als ich noch ein Kind war, hörte ich, dass ein Ehepaar aus Genf kurz zuvor dem Erben die alte Finca und die dazugehörigen zwölf Hektar Land mit guter roter Erde abgekauft hatte. Wenn wir

uns, vielleicht drei- oder viermal im Jahr, öfter nicht, auf den Weg machten, um die Schwestern zu besuchen, die alle verheiratet und dennoch ganz in der Nähe geblieben waren, über die kleinen Hügel in der Umgebung des Tals verteilt, fuhren wir für gewöhnlich an dem einstigen Haus der Familie vorbei, allerdings nur um die neuesten Wunderwerke der Schweizer zu bestaunen, vor allem den immer größeren und ausgefalleneren Garten und den künstlichen See, den sie darin angelegt hatten. Später wurde ein Zaun rings um die Finca errichtet, so dass wir vom Auto aus bloß noch den schönen Balkon mit dem schlichten Holzgeländer und die riesige schlanke Steineiche sehen konnten, von der meine Mutter so oft gesprochen hatte. Erst vor fünf oder sechs Jahren kam ich auf die Idee, mich dort einmal vorzustellen und um Zutritt zu bitten. So erfuhr ich, dass auf das Schweizer Ehepaar Leute aus Deutschland und Frankreich gefolgt waren, bis der gegenwärtige Besitzer, ein Architekt aus Mailand mit Namen Lorenzo, die Finca erwarb, allerdings lernte ich auch ihn nicht persönlich kennen – offensichtlich kommt er nur ein paar Mal im Jahr auf die Insel und dann auch immer nur für kurze Zeit. Dafür machte ich bei meinem Besuch die Bekanntschaft eines philippinischen Ehepaars, das schon seit zwanzig Jahren in dem Haus wohnte – viel länger als mein Großvater während seines gesamten Lebens! –, stets im Dienst der wechselnden Eigentümer, den es mit äußerster Zuverlässigkeit versah, wie ich an dem überaus gepflegten und ordentlichen Zustand, in dem alles sich befand, erkennen konnte. Als ich erklärt hatte, worum es ging, wandelte sich ihr anfängliches Misstrauen, das ihnen als Hüter eines Landhauses durchaus zustand, in freundliches Entgegenkommen, aber auch Überraschung, was keineswegs überraschend war. Zuerst führten sie mich über das Gelände, und wir unterhielten uns über die Orangen- und Aprikosenbäume, deren Anblick sie zu Recht mit großer Zufriedenheit erfüllte, was ebenso für den klei-

nen Gemüsegarten galt, in dem Tomaten, Salat und grüne Bohnen wuchsen. Auch an dem kleinen Ziersee kamen wir vorbei, der fast etwas Japanisches hatte und an diesem Tag von einer Unmenge Turteltauben aufgesucht wurde. Bevor wir das Haus betraten, bat ich darum, zu der großen Steineiche gehen zu dürfen, deren Stamm ich berührte, im Gedanken daran, dass mein fremder Verwandter oftmals den Vormittag über in ihrem breiten und kühlen Schatten gespielt haben musste, so wie später meine Mutter, wenn sie, das vaterlose Mädchen, zu Besuch bei den Großeltern war. Von der Welt, die sich einst hier präsentierte und von der ich bloß über einige wenige, mir von anderen übermittelte Ausschnitte verfüge, die in meinem imaginativen Gedächtnis aufbewahrt sind, sagte ich mir in diesem Augenblick, ist tatsächlich bloß ein Schatten übrig – vielleicht genau der Schatten der alten Steineiche, in dem ich gerade neben dem erstaunt lächelnden Ehepaar von den Philippinen stand. Und doch trug ich diesen Schatten schon vorher in mir, und seit meinem Besuch, wie ich jetzt weiß, wirkt er nur umso stärker und geheimnisvoller in mir fort. So oder so stellte meine Zugehörigkeit zu diesem Ort nur eine geringfügige Episode einer aus langen, aber verbleichten Fäden gewobenen Familiengeschichte voller Leerstellen dar, deren Reiz weniger in dem bestand, was sie zeigte, als was sie verbarg. Und ich, der ich in diesem Augenblick auf dem Boden der abgelegenen Finca stand, zu der ich mir endlich Zutritt hatte verschaffen können, war der fremdeste aller fremden Verwandten in dieser Geschichte. Auch die Kinder des philippinischen Ehepaars, sagte ich mir ebenfalls in diesem Augenblick, ein Junge und ein Mädchen, die beide auf der Insel geboren und auf der Finca mit ihrem Garten und der großen Steineiche aufgewachsen waren, die ich aber nicht kennenlernte, weil sie um diese Uhrzeit in der Schule saßen, werden eines Tages an eben dieser Stelle mit sehr viel mehr Recht als ich ihren Anteil sentimentaler Fami-

lienerinnerungen einfordern. Als wir schließlich das Haus betraten, in dessen Innerem sich kaum etwas geändert zu haben schien – hatten die aufeinanderfolgenden ausländischen Besitzer sich doch mit viel Geschmack bemüht, den ursprünglich-bäuerlichen Charakter der Räume beizubehalten –, hatte ich allerdings keine besondere Empfindung, wenigstens nicht die, die ich erwartet, mir seit Jahren ausgemalt hatte. Ich betrachtete die alten Deckenbalken aus Sadebaumholz, die offensichtlich noch in sehr gutem Zustand waren, die kleinen Türen, durch die man wie eh und je in schmale, gemütliche Schlafzimmer gelangte, die dicken gekalkten Steinwände, die winzigen Fenster und die einfache Treppe ins Obergeschoss mit ihrem zierlichen Eisengeländer, nicht mehr als zehn Stufen, die mit arabisch anmutenden valencianischen Keramikfliesen bedeckt waren. Lange stand ich so da, schweigend in die Betrachtung einer Vergangenheit vertieft, die bis jetzt anzudauern schien und die ich, auf welche Weise auch immer, zu kennen glaubte. Insgeheim versuchte ich herauszufinden, in welchem Zimmer mein Großvater wohl zur Welt gekommen und gestorben war, bis ich schließlich sehr gerne das Glas Wasser annahm, das die Hausleute mir anboten, womit sie mir gleichzeitig zu verstehen gaben, dass der Besuch beendet war.

Pedro Marí Juan wollte also nicht Anwalt werden, sondern Militär-Ingenieur, aber wie es zu dieser Entscheidung kam, was sein Vater dazu sagte oder auch nicht sagte, ob die Familie aus dem Mornatal erstaunt oder enttäuscht war, warum er sich für diese Laufbahn entschied, wer oder was ihn beeinflusste – nichts von alledem ist überliefert. Sobald er die Schule beendet hatte – er war gerade einmal siebzehn –, begann er ein Studium an der Ingenieursakademie, die sich zu der Zeit in Guadalajara befand, wo sie in einem alten, unzählige Male umgebauten Palast untergebracht war. Wie wir her-

ausfinden konnten, war der junge Kadett gut in Mathematik – eine Begabung, die andere Mitglieder der Familie geerbt haben –, interessierte sich jedoch vor allem für Mineralogie und Geologie wie auch für Fotografie. In Vermessungstechnik und Topografie, womit er sich bei seinem ersten Einsatz in Afrika zwei Jahre lang intensiv beschäftigen musste, zeigte er ebenfalls gute Leistungen. Wofür sich sämtliche Kadetten damals jedoch am stärksten begeisterten, war das große Abenteuer der Luftfahrt, deren Möglichkeiten durch die Fortschritte der Ingenieurskunst stetig zunahmen. Gelegentlich hielten ehemalige Schüler der Akademie wie der Ballonpilot und Pionier der Luftbildfotografie José Ortiz Echagüe oder Alfredo Kindelán, der erste Spanier, der einen Zeppelin gesteuert hatte, Vorträge vor den Studenten und sonnten sich im Glanz ihres Ruhms erfahrener Ingenieure und wagemutiger Neuerer. Die Unterhaltungen der jungen Leute kreisten unaufhörlich um die Frage, wie man neue Flugzeuge bauen oder zumindest ihr geheimnisvolles Funktionieren durchschauen lernen könne. Alle liebten den Geruch der Flugzeughallen und blickten sehnsüchtig zum Himmel auf. Alle träumten von der Wüste, der Beherrschung der Ozeane, der kalten Stille inmitten der Wolken. Immer wieder trafen Nachrichten von Flugzeugen ein, die in den Dünen der Sahara verschwunden waren. Dann warteten die Kadetten jedes Mal mehrere Tage sorgenvoll auf die Bestätigung ihrer Hoffnung, dass die Piloten auf wundersame Weise von Angehörigen eines verbündeten Kabylenstamms gerettet und zurückgebracht würden, was tatsächlich gelegentlich vorkam, in vielen anderen Fällen jedoch keineswegs. Mit leidenschaftlicher Anteilnahme verfolgten sie die Entwicklung des Kriegs in Afrika, der neben vielen anderen Verlusten auch den von zwölf Flugzeugen mit sich brachte, deren Piloten manchmal noch wenige Monate zuvor an der Akademie studiert und die allgemeine Begeisterung für das Fliegen geteilt hatten. Während sie

so von Afrika träumten, wohin sie fast alle über kurz oder lang geschickt werden sollten – wurden ihre Kenntnisse und Fähigkeiten eben dort, in dieser unterdrückten und aufständischen Region, doch am meisten gebraucht –, formte die soldatische Disziplin, die stets mehr verlangte, als geleistet werden konnte, die Träumer zu unerschrockenen Mechanikern und Konstrukteuren. So wurde Pedro Marí Juan in der Zeit von 1917 bis 1924 vom Jugendlichen zum jungen Mann und entfernte sich immer weiter von der Insel und dem väterlichen Haus im abgelegenen Mornatal, dieser noch kleineren Insel innerhalb der kleinen Insel Ibiza, wo man ihn immer seltener zu Gesicht bekam und wo wahrscheinlich auch nur sehr wenige, wenn nicht gar keine Briefe von ihm eintrafen. Stets unter Fremden, wurde der einsame junge Mann, dessen Familie im verlorensten und unzugänglichsten Winkel der Welt zu leben schien, jedoch nicht zu einem schüchternen, in sich selbst verschlossenen Menschen wie so viele Inselbewohner, die ihre Heimat verlassen, im Gegenteil, er wurde immer geschickter darin, sich die Zuneigung seiner Kameraden und Vorgesetzten zu verschaffen, wobei ihn eine vielleicht angeborene, in jedem Fall jedoch durch die Notwendigkeit verstärkte Tugend unterstützte, die ihn immerzu begleiten sollte und in einem geradezu maßlosen, aber glaubwürdigen Interesse an allem bestand, was sich um ihn herum oder im Leben der anderen ereignete. Eben diese Tugend muss ihm zu einem Weltvertrauen verholfen haben, das sich durch die abstoßenden und groben Seiten des Lebens nicht erschüttern ließ. (Gut möglich allerdings auch, dass diese Tugend meines Großvaters, von der zu Hause oft die Rede war, in Wirklichkeit in schlichter Einfachheit bestand, wie ich es bei mehreren seiner Nachkommen erlebt habe – bei wem genau, spielt hier keine Rolle –, eine Tugend, die wegen der ungünstigen Folgen, die sie nach sich zieht, keineswegs als solche betrachtet werden kann.)

Leseprobe aus:

**Vicente Valero**  
**Die Fremden**

Aus dem Spanischen von Peter Kultzen

128 Seiten · Halbleinen · fadengeheftet · 134 x 200 mm

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel »Los extraños«  
bei Editorial Periférica, Cáceres.

© 2014 Vicente Valero

© der deutschen Übersetzung:

© 2017 Berenberg Verlag, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption|Gestaltung: Antje Haack|lichten.com

Satz|Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Mössner

Reproduktion: Frische Grafik, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-946334-25-5



BERENBERG